

Lukas 15, 11-32 / Pfr. G. Ihle Kehl 160624

Predigttext:

Der Vater und seine zwei Söhne

11 Jesus erzählte weiter:
 »Ein Mann hatte zwei Söhne. 12 Der jüngere sagte:
 »Vater, gib mir den Teil der Erbschaft, der mir
 zusteht!« Da teilte der Vater seinen Besitz unter
 die beiden auf.
 13 Nach ein paar Tagen machte der jüngere Sohn
 seinen ganzen Anteil zu Geld und zog weit weg in
 die Fremde. Dort lebte er in Saus und Braus und
 verjubilte alles.
 14 Als er nichts mehr hatte, brach in jenem Land
 eine große Hungersnot aus; da ging es ihm
 schlecht. 15 Er hingte sich an einen Bürger des
 Landes, der schickte ihn aufs Feld zum
 Schweinehüten.
 16 Er war so hungrig, dass er auch mit dem
 Schweinefutter zufrieden gewesen wäre; aber er
 bekam nichts davon.
 17 Endlich ging er in sich und sagte: »Mein Vater
 hat so viele Arbeiter, die bekommen alle mehr, als
 sie essen können, und ich komme hier um vor
 Hunger. 18 Ich will zu meinem Vater gehen und zu
 ihm sagen: Vater, ich bin vor Gott und vor dir
 schuldig geworden; 19 ich bin es nicht mehr wert,
 dein Sohn zu sein. Nimm mich als einen deiner
 Arbeiter in Dienst!«
 20 So machte er sich auf den Weg zu seinem Vater.
 Er war noch ein gutes Stück vom Haus entfernt,
 da sah ihn schon sein Vater kommen, und das
 Mitleid ergriff ihn. Er lief ihm entgegen, fiel ihm
 um den Hals und überhäufte ihn mit Küssen.
 21 »Vater«, sagte der Sohn, »ich bin vor Gott und
 vor dir schuldig geworden, ich bin es nicht mehr
 wert, dein Sohn zu sein!«

22 Aber der Vater rief seinen Dienern zu: »Schnell,
 holt die besten Kleider für ihn, steckt ihm einen
 Ring an den Finger und bringt ihm Schuhe! 23 Holt
 das Mastkalb und schlachtet es! Wir wollen ein
 Fest feiern und uns freuen! 24 Denn mein Sohn hier
 war tot, jetzt lebt er wieder. Er war verloren, jetzt
 ist er wiedergefunden.« Und sie begannen zu
 feiern.
 25 Der ältere Sohn war noch auf dem Feld. Als er
 zurückkam und sich dem Haus näherte, hörte er
 das Singen und Tanzen. 26 Er rief einen der Diener
 herbei und fragte ihn, was denn da los sei. 27 Der
 sagte: »Dein Bruder ist zurückgekommen und dein
 Vater hat das Mastkalb schlachten lassen, weil er
 ihn gesund wiederhat.«
 28 Der ältere Sohn wurde zornig und wollte nicht
 ins Haus gehen. Da kam der Vater heraus und
 redete ihm gut zu. 29 Aber der Sohn sagte zu ihm:
 »Du weißt doch: All die Jahre habe ich wie ein
 Sklave für dich geschuftet, nie war ich dir
 ungehorsam. Was habe ich dafür bekommen? Mir
 hast du nie auch nur einen Ziegenbock gegeben,
 damit ich mit meinen Freunden feiern
 konnte. 30 Aber der da, dein Sohn, hat dein Geld
 mit Huren durchgebracht; und jetzt kommt er
 nach Hause, da schlachtest du gleich das Mastkalb
 für ihn.«
 31 »Mein Sohn«, sagte der Vater, »du bist immer bei
 mir, und dir gehört alles, was ich habe. 32 Aber
 jetzt mussten wir doch feiern und uns freuen!
 Denn dein Bruder war tot und ist wieder am
 Leben. Er war verloren und ist wiedergefunden.«

Liebe Schwestern und Brüder,

wer ist jetzt eigentlich der Verlorene oder der Sünder bzw. der Schuldige in dieser Geschichte?

Der junge Mann, der von zu Hause weg wollte und sein Erbe sinnlos verprasst hat?

Der Vater, der ihn einfach so hat ziehen lassen mitsamt dem Erbe, obwohl das damals alles andere als üblich war; und auch kein verantwortliches Handeln darstellte?

Der ältere Sohn, der neidisch ist auf den Rückkehrer und auch seinem Vater verständliche Vorwürfe macht?

Ich denke, die Frage ist nicht gleich und direkt zu beantworten. Und, wenn wir ehrlich sind, werden gewiss auch manche Sympathien unter uns dem älteren Sohn gelten und mindestens auch manche Fragen das Verhalten des jüngeren Bruders betreffen.

Was bedeutet denn eigentlich „verloren sein oder schuldig/schuld sein“?

Garantiert werde ich jetzt nicht mit Himmel und Hölle kommen oder dem Verweis auf das sündige Treiben „in Saus und Braus“. - Mit dieser Formulierung lässt der Text ja unserer Phantasie freien Lauf.

Das alles entspricht weder meinem Gottesbild noch meinem Glauben.

Die Frage des „Verloren seins“ scheint mir eher eine Frage der jeweiligen Perspektive oder auch des eigenen Schicksals zu sein.

Diese Woche war ich in Hannover. Da lagen sehr viele Obdachlose am Bahnhof herum und haben die Nacht unter einer Plane verbracht. Völlig anders als ich in meinem Hotel. Sind das „Verlorene“, weil sie von irgendeinem Weg abgekommen sind? Oder sind es „Verlierer“, weil sie am Rand der Gesellschaft leben? Womöglich selbst schuld?!

Diese Woche habe ich in einer Fußballfachzeitschrift gelesen, dass der Bundestrainer unserer Nationalmannschaft den Glauben stärken will - an das Team, an das gelingende Miteinander, an den Sieg. Was ist, wenn sie verlieren oder nicht Europameister werden? Fallen sie dann vom Glauben ab, fallen wir vom Glauben an unser Team ab? Werden die vermeintlichen Stars dann zu großen Verlierern und unsere Freude getrübt?

Wenn zwei Menschen gleichen Geschlechts sich lieben und die Zukunft miteinander gestalten möchten. Ist dies Sünde?

Wenn es in fast ganz Europa am vergangenen Sonntag einen gewaltigen Rechtsruck gegeben hat. Hat dann Europa verloren bzw. sind die Menschen in Europa nun „Verlorene“? Und auf welcher Seite finden wir denn überhaupt „die Verlierer“?

Liebe Schwestern und Brüder,

zu diesen Beispielen gibt es unterschiedliche Sichtweisen. Auch Sichtweisen, die ich selbst nicht für gut halte.

Es besteht ja schon ein Riesen-Unterschied darin, ob ich von diesen Fragen direkt betroffen bin oder nicht. Das macht etwas mit mir. Oder sitze ich vielmehr auf meiner Fernsehcouch im Wohnzimmer und bilde mir eine Meinung über andere Menschen, die ich gar nicht kenne. Beim Fußball ist das ja eindeutig. Da gibt es mehr als 60 Millionen Bundestrainer.

Wir stecken nicht in der Haut des jüngsten Sohnes, weder beim Auszug noch bei der Rückkehr. Auch nicht in der des Vaters!

Aber, wir mögen schon Ähnliches auf die eine oder andere Weise erlebt haben.

Was können wir dann aus dieser Geschichte lernen?

Der Vater lässt seinen Sohn ziehen, in die Unabhängigkeit, in die Freiheit.

Freiheit will gestaltet werden. Unabhängig sind wir dabei jedoch nie. Ich bin immer irgendwelchen Rahmenbedingungen unterworfen.

Lebe ich in einer Demokratie oder in einer Diktatur? Habe ich das notwendige Geld zum Leben oder fehlt es an allen Ecken und Enden? Komme ich aus stabilen privaten Verhältnissen oder spielt vielmehr Gewalt schon früh in meinem Leben eine Rolle?

Der Vater bricht nicht mit seinem Sohn, auch als dieser ihn verlässt. Er hält an der Gemeinschaft fest. Der Raum der Freiheit will gestaltet werden. Und da wir nicht allein auf dieser Welt leben, geht es dabei immer auch um einen Raum der Gemeinschaft mit anderen. Wo fängt meine Freiheit an, wo hört die des anderen auf?

Das Experiment der Freiheit kann zunächst auch schief gehen, wie beim jüngsten Sohn. Aber es muss nicht so sein! Das Experiment Demokratie, das Experiment Europa kann auch schiefgehen. Gerade zur jetzigen Zeit! Aber, es muss nicht so sein!

Wir können bei all dem eine begründete Meinung haben, wie der ältere Sohn. Der ja nicht Unrecht hat. Und wir können diese auch zur Sprache bringen.

Aber eben nicht als Monolog eines Menschen, der nur seine eigene Überzeugung sieht und damit auch automatisch Recht hat. Sondern eben immer als Dialog, der sich um das Verstehen des Anderen bemüht und daher auf Verständnis aus ist. Wir leben in einer großen Gemeinschaft unterschiedlicher Menschen.

Liebe Schwestern und Brüder, ich kann Ihnen aus eigener Erfahrung sagen: Das geht nur, indem ich mich auf die Begegnung mit anderen Menschen einlasse. Gerade auch mit denen, die mir wenig sympathisch oder attraktiv erscheinen oder gar ärgerlich.

Eine Begegnung allerdings mit den Augen des Vaters aus unserem Gleichnis, aus seiner Perspektive.

Der Vater macht keinen Unterschied zwischen seinen Söhnen. Er achtet beide gleichermaßen, obwohl es genügend Gründe gebe, anders zu denken und zu handeln.

Das Leben in einer Gemeinschaft der Verschiedenen zu gestalten ist und bleibt eine große Herausforderung. Der Vater in der Geschichte hat darauf geachtet, was der Andere in seiner jeweiligen Situation braucht. Das Erbe zum Aufbruch ins Leben. Die offenen Arme, als der Jüngere am Ende war, die zuverlässige Begleitung des Älteren, der bei ihm geblieben ist.

Da kann auch Vieles schief gehen. Umso mehr brauchen wir einen Gott, der berechenbar ist. Zu dem wir jederzeit kommen können, egal, was war oder ist.

Der Ausgangspunkt unseres Gleichnisses ist Folgender. In den ersten Versen heißt es: *Eines Tages waren wieder einmal alle Zolleinnehmer und all die anderen, die einen ebenso schlechten Ruf hatten, bei Jesus versammelt und wollten ihn hören. Die Pharisäer und die Gesetzeslehrer murrten und sagten: »Er lässt das Gesindel zu sich! Er isst sogar mit ihnen!«*

Jesus hat sich mit denen getroffen, die in den Augen anderer nichts gelten oder von ihnen abgelehnt werden, weil sie anders sind. Leute wie Obdachlose, Schwule, Migranten, Super-Reiche, korrupten Politiker und dergleichen. Das war in den Augen der frommen Gemeinde, also auch in den Augen der Kirchgänger nichts Gutes.

Wer weiß, vielleicht gehören ja auch wir zu den „Verlorenen“. Weil wir nicht wissen, was wir gerade denken oder tun sollen gegenüber diesem oder jendem anderen Menschen.

Weil wir andere Menschen mit unseren Denken, Tun oder Wählen aus der Gesellschaft ausschließen. Weil wir das Richten nicht Gott überlassen, sondern vielmehr selber Gott spielen.

Und, wenn ich „wir“ sage, dann meine ich zuallererst auch mich. Ich bin schließlich der erste Adressat meiner Predigt.

Ich überlasse es Ihnen, in welcher Rolle aus dem Gleichnis Sie sich gerade am ehesten wiederfinden.

Das Gleichnis vom „verlorenen Sohn“ oder vom „barmherzigen Vater“ oder vom „Sohn, der zurückbleibt“ lehrt uns Einiges.

Seid achtsam auf die Gemeinschaft, in der ihr lebt. Im Kleinen, wie in der Familie oder der Kirchengemeinde, genauso wie im Großen, in unserem Land, in Europa. Jeder Mensch hat darin seine eigene Geschichte. Im Raum der Freiheit kann auch vieles schief gehen. Umso mehr brauchen wir Menschen, die darauf achten, was die anderen zum Leben brauchen.

Gerade auch diejenigen, deren Menschenwürde warum auch immer verloren geht.

Unser berechenbarer Gott, dessen Liebe und Barmherzigkeit allen Menschen gilt, ist dafür eine unauslöschliche Energiequelle. Wenn ich ihm vertraue, kann ich auch gegenüber anderen Menschen Vertrauen wagen, ohne Berührungängste. Begegnung fördert Verständnis und verändert Menschen.

Wenn wir das wagen, sind wir weder verloren noch Verlierer, sondern wir gewinnen alle, an Hoffnung und Zuversicht, Liebe und Verständnis. Amen.